

Eindrücke aus den Londoner Slums

Autor(en): **Guggenbühl, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein Haushalt, eine Schule, eine Kompagnie, ein Geschäft, eine Fabrik, ein Amt, ein Werk oder was auch immer sein. Aus dem Gesichtswinkel des wahren Selbst gesehen, wird jedes Leben schöpferische Tat, fruchtbares Werk, kurz ein kleiner Kosmos, und wo viele solche Kosmen ineinander greifen, wird auch von außen die Welt „besser“ aussehen. Durch Parteien, Versammlungen, Zeitungen, noch so wohlgemeinte Propaganda, Massenbelehrung, Revolutionen und Putsche ist das nie zu erreichen. Solche Sisyphusarbeit wird der Erkennende bald in ihrer Wesenlosigkeit verschmähen gegenüber der greifbaren Substantialität des eigenen Kosmos, dessen Ausgestaltung zugleich das einzige ist, was wir Anderen zum Segen tun können. So wird ein von dem Nichts-als-„Tüchtigen“ so oft missbrauchtes Goethewort wieder wahr: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“¹⁾).

SALZBURG

OSCAR A. H. SCHMITZ



EINDRÜCKE AUS DEN LONDONER SLUMS

Die Eigenart der Slums. Armut gibt es überall und viel krasse Armut findet man in allen Großstädten. Was den Londoner Slums aber ihre traurige Berühmtheit verschafft hat, ist der Umfang, die räumliche Ausdehnung, welche die Armut dort besitzt. Da handelt es sich nicht mehr um einzelne Häuser oder Straßen oder Quartiere, sondern um Gebiete mit Hunderttausenden von Einwohnern. Stellen Sie sich ein kleines zweistöckiges Reihnhaus vor aus grauem Backstein in einer grauen Straße und bevölkern sie es mit den ärmsten Leuten, mit denen Sie je in Berührung gekommen sind. Und nun stellen Sie sich eine große Stadt vor, bestehend aus lauter solchen Häusern: das sind die Armenviertel Londons, die Slums. Ihre räumliche Ausdehnung bewirkt, dass sie eine Welt für sich bilden, mit eigenen Sitten und Gebräuchen, eigener Lebensanschauung, eigenem Charakter, herausgeboren aus den speziellen Lebensbedingungen der Massenarmut. Wie anderswo der Reichtum sich seine spezifische Kultur schafft, so hat es hier die Armut getan.

Einiges von dem, was mir bei meinem mehrmonatigen Aufenthalt in einem dieser Armutszentren — in Canningtown — besonders aufgefallen ist, will ich hier mitteilen.

¹⁾ Von Keyserlings Werken ist das umfangreiche *Reisetagebuch* in vielen Händen. Die vor kurzem erschienene *Philosophie als Kunst* zeigt in knapper Form und doch von zahlreichen Punkten aus, was der Verfasser erkannt hat und will. (Alle Schriften Keyserlings sind bei Reichl in Darmstadt verlegt.)

Die Kaufclubs. Eine der interessantesten Erscheinungen der Slums, entstanden aus der materiellen Not, sind die sog. Clubs. Nehmen wir das Beispiel eines Schuhclubs. Zwölf Personen, meist Kollegen von der gleichen Arbeitsstätte oder der gleichen Straße gründen einen Schuhclub. Das Paar Schuhe kostet 24 sh. Jedes Mitglied zahlt in die gemeinsame Kasse oder an den Schuhhändler einen Monatsbeitrag von zwei Shilling ein, jeden Monat wird ein Paar Schuhe ausgelost. Wer einmal gewonnen hat, darf an der Ziehung nicht mehr teilnehmen, hat aber seine Rate bis zum Ablauf der zwölf Monate weiter zu entrichten. Die Mitglieder erhalten also die Schuhe im schlechtesten Falle nach Einzahlung der letzten Rate, im besten Fall nach dem ersten Monat. Worin liegt das Geniale dieser Einrichtung? Es liegt in dem Ansporn zum Sparen. Den ganzen Betrag für ein Paar Schuhe hat wohl selten einer zur Verfügung und ihn allmählich zusammenzusparen übersteigt, wo so viele brennende Bedürfnisse auf Befriedigung drängen, menschliche Durchschnittskraft. Sie werden nun fragen, wodurch sich denn dieses System von dem der überall üblichen Ratenzahlungen unterscheidet. Darauf ist vor allem zu erwidern, dass Sie in den Londoner Slums keinen Händler finden, der das Risiko auf sich nimmt, für solche Waren zwölf Monate Kredit zu gewähren. Im Club selbst ist die Gefahr eines Verlustes gering. Ein nachlässiges oder böswilliges Nichtweiterzahlen der Raten nach stattgehabtem Bezug der Ware würde für den Betreffenden Folgen zeitigen, die schlimmer sind als jede rechtliche Verurteilung: die Ächtung durch *seinen* Gesellschaftskreis. Er würde gesellschaftlich verpönt sein. Dass die Gesellschaft, die ihn mit ihrem Bann belegt, von anderen Bevölkerungsschichten überhaupt nicht als „Gesellschaft“ anerkannt wird, ändert nichts an der Sache. Die Clubs haben noch einen anderen Vorteil. Da, wo die Not so groß ist, dass ein Mitglied wirklich nicht mehr seinen Verpflichtungen nachkommen kann, werden die Kameraden viel eher Gnade für Recht ergehen lassen und Raten stunden oder schenken, als das ein berufsmäßiger Händler tun würde oder könnte.

Das Interessante bei dieser Institution ist vor allem ihre Verbreitung. Von manchen wird alles, aber auch alles, in Clubs gekauft: es gibt Bücher-, Kohlen-, Blusen-, ja sogar unter jungen Mädchen Schokoladenclubs, wo eine Tafel Schokolade das ersehnte Ziel der monatlichen Ratenzahlungen bildet.

Wie man in den Slums Zigaretten raucht. Die männlichen Bewohner von Canningtown sind leidenschaftliche Zigarettenraucher. Aber nur selten sieht man jemanden eine ganze Zigarette rauchen, sie werden vorher halbiert, auch wenn man sich Zigaretten anbietet, bietet man sich halbe Zigaretten an, trotzdem die Leute sicher alles andere sind als geizig. Mehr noch: Auch eine halbe Zigarette ist ein zu teurer Artikel — und mag es sich nach unseren Begriffen um eine noch so billige Marke handeln — als dass man sie nur so glatt verpaffen würde. Man steckt sie an, raucht 3—4 Züge, löscht sie wieder sorgfältig aus und steckt sie ein, um nach einiger Zeit wieder einige Züge zu nehmen. Zugegeben, so etwas kommt — unter Knaben — auch anderswo vor. Aber wie bei den Clubs ist auch hier wieder das Charakteristische, dass es nicht nur vereinzelt vorkommt, sondern dass es sich um die Regel, um eine Sitte handelt und dass sie nicht nur von Knaben befolgt wird.

Die Kleidung. Man könnte in den Slums weit herumgehen, man würde vergebens einen Schneider suchen. Was an neuen Kleidern nach Canning-

town kommt, ist Konfektionsware billigster Qualität und auch diese ist für nur wenige Glückliche erschwinglich. Die große Mehrzahl der Bevölkerung kauft abgetragene Kleider, second-, third- ja fourthhand. Diese alten, zu weiten oder zu engen Kleider sind es, die die Bewohner der Slums so entstellen, ihnen dieses apachenmäßige Aussehen geben, das den Eintagsbesucher so sehr erschreckt. Die Karrikaturen der East-End-Gassenjungen des „Punch“ werden oft von der Wirklichkeit noch übertroffen: Lange Hosen, zerrissen am Knie, und auf dem Kopf unmögliche riesige Mützen, so sehen Canningtown-Boys aus. Kinder von drei und vier Jahren tragen Kleider von alten Männern, ein grotesker und rührender Anblick zugleich. Viele sind Sommer und Winter barfuß und buchstäblich mit Lumpen bekleidet. Ich sah einen zwölfjährigen Knaben, der an Stelle der Hosen einen rockartig umgehängten alten Überzieher trug.

Am besten gekleidet sind die jungen Leute, die bereits verdienen, aber noch nicht verheiratet sind, sie sind im allgemeinen auch ziemlich eitel. Der Typus des ländlich einfachen Arbeiters, der um den Hals ein rotes Taschentuch bindet, dessen beide Zipfel seitlich an die Hosenträger geknüpft werden, verschwindet immer mehr. Man bevorzugt die kühnere, farbige, baumwollene oder gar kunstseidene Schärpe. Kragen sind unbeliebt, doch tragen manche sorgfältig geknüpfte wagrechte Selbstbinder auf dem bloßen Hals.

Die jungen Mädchen sind so hübsch angezogen wie nur irgendwo, mindestens so hübsch wie die Pariser Midinetten. Was sie aufbringen an Ausdauer, Erfindungsgeist, Verstand und Entbehrung, um der so schnell wechselnden Mode folgen zu können, ist bewundernswert. Aber ach, sie heiraten, die Not wird groß, die guten Kleider wandern ins Leihhaus, die Vernachlässigung beginnt und aus den einst so hübschen Mädchen werden unansehnliche Frauen, das graue Armeleutetuch statt einer Bluse über die Schultern gehängt, eine kleine abgetragene Männermütze auf dem Kopf. Die Zeit der neuen Kleider ist für sie für immer vorbei. Diesen unaufhaltsamen Prozess zu verfolgen ist etwas vom Deprimierendsten, was es gibt. Wissen Sie, was es heißt, immer nur abgetragene, stinkende, kaum flickbare Kleider kaufen zu müssen, wie sehr dadurch das Selbstgefühl leidet? Das Groteske dabei ist, dass die Leute dadurch, dass sie sich nur Ausschusswaren kaufen und auch diese nur in abgetragenen Zustand kaufen können, alles — im Verhältnis zum Nutzwert — unverhältnismäßig überzahlen. Ein Anzug bei einem guten Westend Schneider wäre wohl sechsmal so teuer, aber er würde auch sechsmal länger dauern. Das ist keine Übertreibung, ich habe mich in vielen Fällen durch Nachrechnung von der Richtigkeit dieser paradox scheinenden Behauptung überzeugen können.

Die „Pubs“. Wenn man an Samstag Abenden und Sonntagen durch die Hauptstraßen der Slums geht, stößt man etwa alle fünf Minuten auf helle, festlich erleuchtete Häuser, umlagert von einer dichten Menschenmenge. Es sind die imposantesten Gebäude der Slums, sie nehmen sich in der ärmlichen Umgebung wie Paläste aus. Das sind die Wirtschaften, die Public-Houses, „Pubs“ genannt. Es wird stehend getrunken und der Zudrang ist so groß, dass noch die gedeckten Eingangshallen und das Trottoir schwarz von Menschen sind. Der Anblick ist bekannt und das Abstoßende davon oft genug geschildert worden: Frauen mit Säuglingen im Arm, Greise, junge Mädchen, Männer, alles steht da und trinkt. Die Sache sieht aber viel

schlimmer aus, als wie sie ist. Man muss nicht vergessen, dass die meisten mit demselben Glas in der Hand stundenlang dastehen und dass es nicht Trunksucht ist, was sie hertreibt, sondern ganz einfach das menschliche Bedürfnis nach Geselligkeit. Das „Pub“ ist nämlich an diesen Tagen der Mittelpunkt des sozialen Lebens, hier trifft man seine Bekannten, tauscht Neuigkeiten aus, erkundigt sich nach Arbeitsgelegenheiten. Der Ton, der hier herrscht, ist durchaus harmlos. Und was die Frauen betrifft, so ist es ihnen kaum zu verargen, dass sie nicht allein in den düstern Seitenstraßen der Slums bleiben wollen in ihren überfüllten, schlecht erleuchteten Wohnungen, wo oft genug Zeitungspapier statt Glas einen nur ungenügenden Schutz gegen den Wind bildet. Und da sie niemanden haben, der unterdessen die kleinen Kinder überwacht, werden diese eben mitgenommen. Vor einigen Jahren hat der Staat hier Besserung schaffen wollen und hat verboten, kleine Kinder ins Innere der Wirtschaften zu nehmen. Aber wie es oft geht, wenn die plumpe Hand des Staates in Verhältnisse eingreifen will, die man nur durch Beeinflussung der Mentalität der Menschen und nicht durch äußern Zwang verbessern kann, so ging es auch hier: der Teufel wurde mit dem Beelzebub ausgetrieben. Das einzige Resultat war, dass die Frauen, die Säuglinge bei sich haben, nun außerhalb der Pubs trinken, die Kinder also statt im warmgeheizten Zimmer stundenlang in der Kälte warten müssen.

Die Trunksucht soll seit dem Kriege stark abgenommen haben, doch sind auch heute noch Betrunkene jedes Alters und Geschlechts keine Seltenheit.

Das Kino. Kino gibt es ja nicht nur in den Slums, eigentümlich aber ist die Rolle, welche es dort spielt. Sein Einfluss auf das Vorstellungsvermögen, auf die Weltanschauung, die Wunsch- und Idealbildung ist dort größer als anderswo, so groß wie der der Schule und wahrscheinlich größer als der der Kirche. Seine Bedeutung erkennt man ohne weiteres dann, wenn man untersucht, welche Stufe es in der Bedürfnisskala einnimmt. Die Nationalökonomie pflegt als die elementarsten Bedürfnisse, die vor allen anderen befriedigt werden, Nahrung, Wohnung und Kleidung anzugeben. Ich habe in Dutzenden von Fällen immer wieder gesehen, dass der Kinobesuch *vor* Nahrung und Kleidung gestellt wird. Ich habe viele gekannt, Leute jeden Alters und Geschlechts, die mit 10—15 Shilling pro Woche leben mussten, die sich weder genügend kleiden noch satt essen konnten, aber auf den wöchentlichen Kinobesuch nicht verzichteten. Was in den Slumskinos gespielt wird, sind genau dieselben Filme, wie überall, nur sind sie vielleicht etwas abgenützter. Dann werden natürlich auch nur ältere Filme gespielt, da sie billiger sind. Bis ein Film vom Westend zum Eastend gelangt ist, vergehen stets drei bis vier Jahre. Die Eintrittspreise sind natürlich sehr bescheiden und eine Programmabwicklung dauert nicht weniger als drei bis vier Stunden. In der Nähe meiner Wohnung war ein typischer Slumkino. Der Eintritt betrug 6. d. (etwa 60 Rappen), dabei war eine Tasse Tee und ein Biscuit inbegriffen. Selbstverständlich bezahlt man für Kinder, die man auf dem Arm trägt, keinen Eintritt.

Nur nebenbei sei erwähnt, dass auch die meisten Kirchen in letzter Zeit angefangen haben, sich das Kino dienstbar zu machen, nur dass diese religiösen Films bis jetzt leider technisch und ästhetisch nicht sehr befriedigend sind.

Die Ursachen der Armut. Die Ursachen der Armut sind sehr mannig-

faltig; was Canningtown und die umliegenden Slumgebiete speziell betrifft, erklärt sie sich teilweise aus der Art der Beschäftigung der Bewohner. Der Großteil der Bevölkerung arbeitet in den Docks, die sich in unmittelbarer Nähe befinden. Dockarbeit und Massenelend scheinen nun stets beinahe identisch zu sein. Der Docker ist an und für sich nicht schlecht bezahlt, aber seine Arbeit ist stets Gelegenheitsarbeit. Jeden Tag wird er neu eingestellt. Nun lässt sich aber nie genau voraussagen, wann ein Schiff ankommen wird und die Arbeit lässt sich deshalb nicht einteilen. Oft ist sehr viel Arbeit da, oft gar keine. In guten Zeiten arbeitet der Docker durchschnittlich etwa vier Tage pro Woche, aber es entfallen eben nicht auf jede Woche vier Tage, oft sind es sechs, oft ist es nur einer. Der Docker hat also nie, was bei kleinem Verdienst zu einer ökonomischen Führung des Haushaltes unumgänglich nötig ist, ein regelmäßiges Einkommen. Er gewöhnt sich naturgemäß, von der Hand in den Mund zu leben. Auch das Arbeitsverhältnis an sich ist sehr unbefriedigend geregelt. Jeden Morgen findet zweimal der sogenannte „Call“ an den großen Dock-Toren und einigen anderen Stellen statt. Die Menge der Arbeitssuchenden wartet beim Call. Die Foremen engagieren aus der Menge so viel Leute, als sie für den betreffenden Tag brauchen. Zum Zeichen deren Anstellung wird dann den Betreffenden eine Messingmünze zugeworfen. Dass diese Art des Engagierens zu vielen Missbräuchen führen muss, ist ohne weiteres verständlich. Schon diese Auswahl der Arbeiter nach dem Aussehen — der physischen Stärke — hat etwas Entwürdigendes. Dann aber missbrauchen die Vorarbeiter ihre Macht sehr oft, lassen sich vorher schmieren, bevorzugen Verwandte usw.

In Zeiten der Arbeitslosigkeit wie den gegenwärtigen, verschlimmern sich alle diese Mißstände natürlich. Ich habe viele Arbeiter gekannt, die jeden Morgen bei den Calls anwesend waren und denen es trotzdem nicht gelang, während sechs Monaten mehr als fünf bis sechs Tage Arbeit zu erhalten. Die Menge der Arbeitssuchenden betrug dazumal an einzelnen Calls 500 bis 600, die Zahl der engagierten Leute 20. Die Arbeitslosenunterstützung ist sehr gering, sie betrug damals (vor einem Jahr) 15 shilling pro Woche.

Die große Gefahr der Dockarbeit besteht darin, dass, da nie regelmäßige Arbeit vorhanden ist, oft aus dem gezwungenen Arbeitslosen ein berufsmäßiger wird. So gibt es denn in den Slums Tausende von Männern, die der Arbeit vollständig entwöhnt sind, die es, wenn es gut geht, auf einen halben bis einen Tag Arbeit pro Woche bringen und auf Kosten anderer Familienglieder leben. Sie stehen in Gruppen an den Stationen und Straßenecken herum.

Wo sich die Polizei kaum hinwagt. Als ich das erste Mal in Aldgate East ausstieg und die East India-Dockroad hinunter ging durch Poplar, wo Barnardo seine erste Abendschule errichtete und an Limehouse, dem Chinesenviertel Londons, vorbei, knöpfte ich Rock und Überzieher eng zu und ging ängstlich in der Mitte der Straße: Tausend Geschichten von Taschendieben, Verbrecherhöhlen usw. gingen mir durch den Kopf. Damals glaubte ich noch an das Schlagwort vom „dunkelsten Eastend“, dem gefährlichen Viertel, wo „sich die Polizei kaum hinwagt“. Die hellerleuchteten Public-Houses machten mir den Eindruck von gefährlichen Spielhöhlen, die harmlose Eitelkeit der kühn geschlungenen seidenen Halstücher der jungen Arbeiter be-

trachtete ich als charakteristische Abzeichen von Apachen. Wie grundfalsch ist doch diese landläufige Ansicht über die Slums. Diese Leute sind alles andere als Verbrecher, und sie sind von Mord und Totschlag genau so weit entfernt wie nur irgendein Mitglied der übrigen Gesellschaftssphären. Zugegeben, Armut und Verbrechen wohnen oft am gleichen Ort, aber die Achtung vor dem Gesetz darf geradezu als ein Charakteristikum der Londoner Slums bezeichnet werden. Sie können ein junges Mädchen ruhig zu jeder Tages- und Nachtzeit allein durch die entlegensten Seitenstraßen des „dunkelsten“ Eastendes gehen lassen, es wird ihm kein Haar gekrümmt werden. Ich habe immer wieder gesehen, wie Leute in Canningtown ihre Koffern auf die unbewachte untere Plattform des Omnibusses legten und selbst auf das Verdeck stiegen ohne die geringste Furcht, sie könnten bestohlen werden.

Vorteile und Nachteile der Slums. Warum ziehen eigentlich die Leute aus den Slums nicht weg, was veranlasst sie, freiwillig in diesen Orten äußersten Elends zu bleiben, warum sucht sich nicht wenigstens die junge Generation günstigere Lebensbedingungen auf? Das ist eine Frage, die oft gestellt wird.

Warum die Leute die Slums nicht verlassen? Aus vielen Gründen: Aus Beharrungsvermögen, Trägheit, Borniertheit usw., aber nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre Heimat lieben. Und das ist gar nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Das Leben in den Slums hat nicht nur Schattenseiten, es hat auch seine großen Vorteile. Die Schattenseiten fallen aber sofort in die Augen, die guten Seiten zeigen sich nur langsam, nach und nach; sie können nicht erkannt werden bei einem kurzen Besuch von Tagen oder gar Stunden. Wir müssen uns auch Mühe geben, wenn wir das Leben in den Slums kritisch betrachten, nicht allzu sehr nur *uns* zum Maßstab aller Dinge zu machen und alles zu verurteilen, was in unserer Welt nicht üblich ist. Viele begehen den Fehler, dass sie mit Scheuklappen durch die Straßen der Slums gehen. Sie wollen nur Elend sehen und Laster und erblicken deshalb auch nichts Anderes. Was ist das Schöne am Leben in den Slums? Vor allem ist es menschlich. Es ist auch unmittelbar, konkret und intensiv. Es ist sozialer als anderswo, geselliger. Trotz der großen materiellen Not ist die Grundstimmung nicht ohne Fröhlichkeit. Gerade der Umstand, dass die Leute von der Hand in den Mund leben, gibt ihnen eine gewisse Sorglosigkeit und eine gewisse Freiheit, wie sie die besitzenden Klassen nicht kennen. Zugegeben, die Kinder der Slums wachsen unter vielen ungünstigen Bedingungen auf, schlecht genährt und schlecht gekleidet. Aber sie stehen dafür von klein auf mitten im Leben, lernen dieses kennen wie es ist und nicht wie es in Schulbüchern dargestellt wird. Dadurch gelangen sie trotz ihrer geringeren intellektuellen Bildung oft zu einer richtigeren Beurteilung des Lebens.

Vielleicht gerade deshalb, weil die Aussicht auf dauernden Besitz von materiellen Gütern so gering ist, sind die Leute in den Slums mit dem Wenigen, das sie zeitweise haben, sehr freigebig. Der Solidaritätsgedanke feiert dort Triumphe wie nirgendwo. Glauben Sie, der Mann, der seinen letzten Rock dem bedürftigen Nachbar schenkt, ist in Canningtown nicht so selten.

Damit will ich nicht etwa gesagt haben, dass das moralische Niveau der Menschen im East-End höher sei als im West-End. Es ist genau wie überall: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Man ist in den

Slums weder besser, noch schlechter als anderswo, nur haben die speziellen Lebensbedingungen der Armut zur Folge gehabt, dass andere Tugenden und andere Laster entwickelt wurden als in den wohlhabenden Vierteln

ZÜRICH

ADOLF GUGGENBÜHL



WANDLUNG

Kaum jemals haben sich entscheidende Lebensfragen innerhalb der kurzen Frist eines Menschenalters so gewandelt, wie in den letzten fünfzig Jahren die Einstellung der Welt zur Frau, der Frau zur Welt.

Die Literatur, als Kristallisation einer Epoche, weist diese Entwicklung am deutlichsten und hilft uns, den angelegten Faden spinnen. Als man begann, der Frau die Türen des Hauses zu öffnen, herrschte im Roman — bis hinauf zur wirklichen Dichtung — das in seiner Knospenform als „Backfisch“ schwärmende Mädchen, das da harrte, bis die Vereinigung mit Ihm das Endziel aller Entwicklung bot; als dann große Gruppen rebellischer Stürmer alles von sich stießen, was bürgerliche Gesittung als alleingiltig betrachtete, fand man im Leben und im Buch die Frau, die sich in freier Liebe verschenkte, die ersehnte Spenderin stets erneuter Lust; dem Suchen des Mannes nach der intellektuell gleich ihm ausgebildeten Frau kam die Emanzipierte entgegen mit dem Kampfruf: Los von Haus und Herd! bis zu der abstrusesten Form: Los vom Mann! Immer aber stellte sich die Frau instinktiv in die Geistesströmung der Umwelt, die naturgemäß vom Manne diktiert ist, so weit eben Geistesströmungen von Individuen abhängig sind.

Bei der schlichten und gesunden Lebensauffassung unseres Volkes wickelte sich dieser Prozess nicht so ausgesprochen und schmerzhaft ab, wie in den großen Lebenszentren draußen, dort aber bestimmte er weitestreichend den Charakter der führenden Kreise. Bekanntlich gehen die echten und die unechten Führer immer weiter, als das Gros ihrer Zeitgenossen zu gelangen vermag, wenn auch nicht weiter als bis zu einem Ziel, das einmal von Allen erreicht und — — überholt wird!

Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts umfasste also die schöne Literatur vorwiegend das Thema der die Ehe anstrebenden Frau, die den Erwählten findet oder nicht, gewinnt oder verliert. Für die Mehrzahl der Frauen ist das auch die Frage der Fragen und das mit vollem Recht, weil ein normales Ausleben in Ehe und Mutterschaft nicht nur für sie selber, sondern auch für die Gesamtheit weitaus am fruchtbarsten ist. Der naturalistische Roman aber, der sich nicht mehr damit begnügte, die glatte Oberschicht des Lebens und der geborgenen Existenzen für das eigentliche Gesicht der Welt zu nehmen, der, stark von der sozialistischen Weltanschauung durchwirkt, die Kreise des „werktätigen“ Volkes literaturfähig machte, zeigte auch neue Konflikte des Frauenlebens auf. Nicht das schöne aber arme und dennoch tugendhafte Mädels, das dann durch irgendeines Herren Gnade zur Ehefrau gemacht wurde, eine Gestalt, die immer noch irgendwo blüht, kam in den Mittelpunkt des Interesses, sondern die Arbeiterin, deren Weibsein unter dem Druck des Alltags verkümmert, und das Mädchen aus dem Volk, das im Liebesleben des sozial höher stehenden Mannes nur eine